

Eltern von Legasthenikern fühlen sich alleingelassen

Schwierige Diagnose und Therapie von Lese-Rechtschreib-Störungen / Informationsabend des Stadtelternbeirats

Als die Lehrer sagten, dass ihr Sohn nicht gut lesen und schreiben könne, wusste Conny Höneß nicht, was sie tun soll. „Die Schule hat mir keine Ansprechpartner genannt.“ Sie habe erst in der zweiten Klasse von der Schwäche erfahren, und wegen langer Wartezeiten habe es dann eineinhalb Jahre gedauert, bis ihr Sohn eine Diagnose vom Facharzt erhalten und eine geeignete Förderung bekommen habe. „Das ist viel Zeit, die ihm verloren ging.“

Über das, was Eltern von Kindern mit Lese-Rechtschreib-Störung tun können, haben am Donnerstagabend im Stadtschulamt zwei Psychologen informiert. Zu dem Abend hatte der Stadtelternbeirat eingeladen. Anwesend sind vor allem Eltern, die sich wie Conny Höneß von Schulen und Schulbehörden alleingelassen fühlen. Eine Mutter erzählt, wie Lehrer die Legasthenie ihres Kindes ignorierten, eine andere, dass ihr Sohn bereits an Angststörungen leide. Ein Vater meldet sich zu Wort: Sein Sohn sei wegen des Drucks depressiv geworden.

Von Lese-Rechtschreib-Störung, Lese-Rechtschreib-Schwäche oder Legasthenie ist die Rede, wenn Kinder massive und anhaltende Probleme beim Lesen, Schreiben oder bei beidem haben. Das bedeutet nicht, dass sie weniger intelligent seien, sagt der Psychologe Michael Greiner. Damit spricht er ein Vorurteil an, das viele Eltern im Publikum kennen.

Wenn ein Kind sehr langsam lese, sei das ein Indiz für Legasthenie, sagt Greiner, der das Institut für Legasthenie- und Dyskalkulie-therapie gegründet hat. Außerdem könnten sich diese Jungen und Mädchen schwer Wortbilder merken. Ein Anzeichen dafür könne es sein, wenn ein Wort in einem Text kurz hintereinander auftauche, das Kind es aber immer wieder wie beim ersten Mal entschlüsseln müsse. Weitere Indizien seien, dass ein Kind keine Reime bilde, Wörter hinzudichte oder weglasse.

Typische Schreibfehler gebe es bei Legasthenie aber nicht. Jeder Schüler mache andere Fehler. Jungen und Mädchen

mit Migrationshintergrund seien bei der Erkennung von Legasthenie besonders benachteiligt. Wenn die Sprache nicht richtig beherrscht werde, sei eine Lese-Rechtschreib-Störung schwieriger zu bemerken.

Christoph Erckenbrecht, Schulpsychologe im Staatlichen Schulamt, zeigt Skizzen von vier Gehirnen. Auf jeder sind Stellen blau und braun markiert: Wörter hören, Wörter sehen, Wörter sprechen, Sätze bilden – all das findet in unterschiedlichen Regionen des Hirns statt. Wie genau diese zusammenarbeiten, sei jedoch nicht erforscht, erklärt er. Das erschwere es, die richtige Therapie zu finden. Es gebe zahlreiche Förderungen, die wirkungslos seien, wie das Freiburger Blicklabor, Brain Boy und Phono Train.

Neben der passenden Therapie sei wichtig, dass die Schule einen sogenannten Nachteilsausgleich gewähre – also die Rechtschreibung nicht bewerte. Ob das

bewilligt werde, entscheide die Klassenkonferenz. „Die Gesetze sind sehr weich formuliert“, sagt Erckenbrecht. Daher liege es häufig im Ermessen des Lehrers, ob der Ausgleich gewährt werde.

Lehrer hätten oft die Vorstellung, dass ein Notenausgleich die „Faulheit“ des Kindes unterstütze und es lediglich mehr üben müsse, sagt Vera Bastian vom Landesverband Legasthenie und Dyskalkulie Hessen. „Das ist falsch. Der Notenschutz ist wichtig, damit der Druck vom Kind genommen wird.“ Sie warnt davor, den Notenausgleich nur mündlich zu vereinbaren. Ab der 11. Klasse müsse dieser beim Schulamt beantragt werden, und das orientiere sich an der Schulakte. Dort fänden sich Vermerke, seit wann der Nachteilsausgleich gegeben werde.

Eltern sollten daher fordern, die Schulakten einzusehen, sagt Bastian. Oft löschten Lehrer die Vermerke zur Legasthenie aus den Akten, um die betroffenen Schüler vor Vorurteilen auf den weiterführenden Schulen zu schützen. *mabe.*